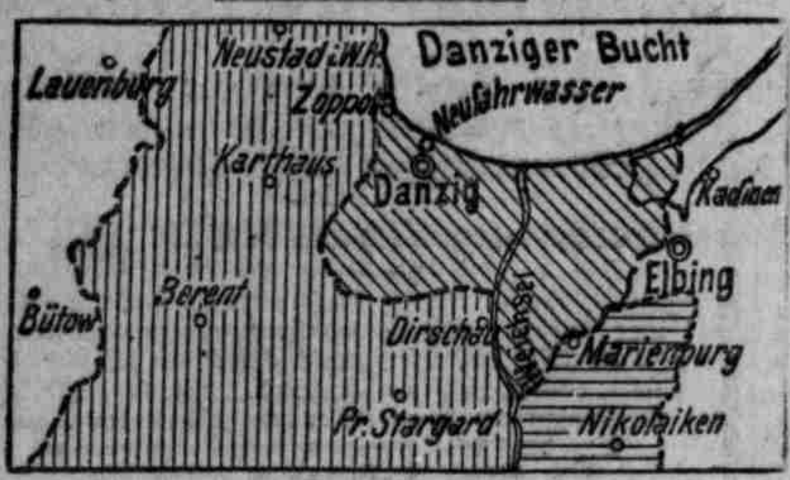
Der Freistaat Danzig.

Im Getriebe der internationalen Großen Politik. — Als Zankapfel unter die Geharnischten geworfen. — „Polnischer Kriegshafen." — Geschichte der Ostseestadt durch wirtschaftliche Erwägungen bestimmt. — Unter den Askaniern, Deutschrittern, Polen und Preußen. — Das deutsche Gepräge. — Bestimmungen des Versailler Vertrages. — Polonisiert und internationalisiert. — Danzigs wirtschaftliche Regsamkeit.

Von H. H. Von Mellenthin.



Der neue Freistaat Danzig.

Senkrecht schraffiert: Sofort an Polen abzutreten. — Schräg schraffiert: Freie Stadt Danzig. Wagrecht schraffiert: Volksabstimmung, ob an Polen abzutreten.

In der Mai-Nummer der "Revue de Paris" erschien ein Artikel, "La question de Danzig", von Admiral Degony. In dieser Besprechung der durch die Schaffung eines „Freistaats Danzig" durch den Versailler Friedensvertrag geschaffenen Lage wurde von dem Verfasser die Zukunft dieses Experiments der Staatenbildung in den rosigsten Farben ausgemalt, den Danzigern eine wirtschaftliche Größe und eine Handelsblüte vorausgesagt, welche die von Hamburg weit in den Schatten stellen würde. Diese Blüte und Größe war aber an die Erfüllung einer Vorbedingung geknüpft: Danzig müsse unter polnische Herrschaft kommen. Die Bestimmungen des Friedensvertrages, welcher der deutschen Abordnung soeben, am 7. Mai, mitgeteilt worden waren, dürften, so erklärte der Admiral, soweit Danzig in Betracht käme, nicht bestehen bleiben. Die Idee, Danzig zu einem selbständigen Freistaat zu machen, sei geradezu absurd. Der Admiral fand, seinem Metier entsprechend, die Lösung des Problems darin, daß Danzig ein „polnischer Kriegshafen" werden müsse. Dies, so wurde das weiteren deduziert, sei notwendig, damit die Flotten der Westmächte einen Stützpunkt für die Unterstützung Polens gegen etwaige deutsche Anschläge erhielten. Um den Flotten der Westmächte die Verbindung mit dem polnischen Kriegshafen Danzig zu sichern, müsse nicht nur die Position Dänemarks gestärkt, sondern auch der Kieler Kanal mit dem anliegenden Gebiet in die westmächtlich-polnische Kombination einbezogen werden. Das letztere könne durch eine Angliederung der betreffenden Gebiete an ein selbständiges, natürlich englisches Hannover erzielt werden. Soweit der französische Admiral.

In der Verfolgung der imperialistischen Politik, die Hegemonie über den europäischen Kontinent zu gewinnen, schlägt die Dritte Republik, auch betreffs Polens, wieder die Wege ein, welche schon die Ambitionen Frankreichs unter dem Königtum gewandelt sind. Seit dem 16. Jahrhundert, seitdem einmal ein Valois auf dem Thron Polens gesessen, wurde die Vorherrschaft Frankreichs in Polen zu einem Leitsatz der Pariser Auslandpolitik. Es ist diese Politik schon der „allerchristlichsten Könige", welche Frankreich heute zum Gevatter auch der neuen Republik Polen bestellt hat. Es ist, unter der Erwägung der Endziele des gleichen Imperialismus der französischen Republik, nur logisch, wenn Admiral Degony die Abänderung des Pariser Vertrages, die Einverleibung Danzigs in das Polenreich, sowie die „Stärkung Dänemarks" und einen selbständigen Staat Hannover unter britischer Kontrolle fordert.

Man muß die Bedeutung der Errichtung des „Freistaates Danzig", um die richtige Bewertung zu erhalten, einstellen in den Gesichtswinkel der großen internationalen Politik. Man wird dann erkennen, wie auch in dieser Frage die Interessengegensätze unter den Ententemächten selbst sich herauszuarbeiten beginnen. Im vorwöchigen Sonntagsblatt der „New Yorker Staats-Zeitung" ist, in dem Artikel „Disharmonien im Entente-Konzert", bereits auf die ablehnende Haltung bekannter englischer politischer Publizisten den Absichten gegenüber, welche Frankreich in und mit Polen verfolgt, hingewiesen worden. Polen habe sich der Entente als Alliierter erst angeschlossen, als der Krieg vorbei gewesen sei. Mehr durch den Zufall des Krieges als durch seine eigenen Anstrengungen sei Polen aus dem Grabe auferstanden und habe seine Unabhängigkeit zurückerlangt. Es beginne seine Laufbahn, geblendet durch sein unerwartetes Glück, voll von Optimismus und hochgestimmt infolge der überreichlichen Befriedigung von Träumen, welche vor Jahresfrist noch ausschweifenden Träumen geglichen. Danzig sei eine deutschere Stadt als Berlin. Der Korridor sei aus strategischen Rücksichten viel breiter als nötig gemacht worden und schneide tief in deutsches Sprachgebiet ein. Ueberhaupt sei die ganze Theorie der Korridore im Zeitalter des Völkerbundes ein verabscheuenswerter Anachronismus. Wenn der Völkerbund unfähig sei, Polen ohne Annexionen den vollständig freien Handelsverkehr mit dem Danziger Hafen, auf der Weichsel und den Eisenbahnen zu garantieren, so existiere er umsonst. Deutsch-Oesterreich, Ungarn, die Schweiz und sogar Tschecho-Slowakien müßten ohne Korridor leben. Warum dürfe von allen diesen landumgebenen Staaten allein Polen solche besondere Gunst verlangen?

Wenn Admiral Degony sich bei der Ausführung seiner Idee, Danzig zu einem polnischen Kriegshafen zu machen, auf die Verbindung der Flotten der Westmächte mit Danzig und auf ein gestärktes Dänemark und ein selbständiges Hannover unter britischem Einfluß verläßt, so dürfte er ganz verlassen sein. Die gesamte Haltung Dänemarks schon der Schleswig-Frage gegenüber zeugt von einer derartigen Besonnenheit und Mäßigung seiner Politik, daß es sich kaum dazu hergeben dürfte, für Frankreich Kastanien aus dem polnischen Feuer zu holen. Seitdem der Admiral seinen Aufsatz in der "Revue de Paris" geschrieben, sind sechs Monate vergangen, und in diesem Zeitraum haben sich bereits Gegensätze zwischen britischen und französischen Interessen in fast allen Weltwinkeln herausgestellt. Heute dürfte auch dem Admiral eine Unterstützung seiner Pläne durch ein unter Briteneinfluß stehendes Hannover nicht mehr so ganz sicher und vielleicht nicht einmal wünschenswert dünken. Denn wo immer die „Flotten der Westmächte" hingekommen sind, hat England den Hauptvorteil für sich selbst eingesteckt und ist Frankreich in den Hintergrund geschoben worden.

Auch der „Freistaat Danzig" ist der Rüstkammer der Intrigenpolitik entnommen, eine Karte im Spiel und Gegenspiel gegeneinander gemischter Interessengegensätze. Auch der „Freistaat Danzig" ist ein Produkt der Willkür, mit welcher aus der Landkarte Teile herausgeschnitten worden sind. Mit solchem rein künstlichen Gebilde sollte das Gewissen beruhigt werden, welches geschlagen hatte, als man betreffs Polens aus „wirtschaftlichen Erwägungen" dem soeben erst proklamierten Axiom vom Recht aller Völker auf Selbstbestimmung ihrer Geschicke einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzt hatte. Polen soll den für seine Wirtschaft als notwendig befundenen Zugang zur See erhalten, auch wenn der willkürlich errichtete „Korridor" reindeutsche Gebiete in sich schließt. Danzig aber soll selbständig sein. Nicht deutsch bleiben, aber auch nicht polnisch werden.

Der polnische „Korridor" zertrümmert die Brücke, welche Friedrich der Große nach Ostpreußen geschlagen. Polen soll möglichst stark und Deutschland auch im Osten möglichst schwach werden, um die nach Osten gerichtete Spitze der deutschen Stoßkraft umzubiegen. Solche Erwägung hat die Entschließungen der Pariser Konferenz in der Polenfrage stärker beeinflußt, als die Berücksichtigung etwaiger Erwägungen wirtschaftlicher Lebensbedingungen für Polen. Danzig aber durfte nicht polnisch werden. Danzig als Freihafen ist als Ausgangspunkt des gesamten Handelsverkehrs nach dem Osten gedacht. Darum auch hat sich die Entente im Versailler Vertrag das Mitbestimmungsrecht über die Weichsel in ihrem bisherigen deutschen Lauf vorbehalten. Wie die Weichsel, so soll auch Danzig internationalisiert werden. Wenn sich die Polen auch heute bereits alle Mühe geben, der Stadt den polnischen Charakter aufzudrücken, so wird die Entente doch das wirtschaftliche Leben und Treiben des Freistaats Danzig unter der eigenen Kontrolle behalten.

George Clemenceau, der Ministerstürzer, ist unter die Präsidentenmacher gegangen. Er ist in die Fußstapfen Napoleons I. getreten, der die Fürstenkinder gebürstet und die Bürstenbinder gefürstet hat. Frankreich hat Polen den Präsidenten gegeben, die Republik Polen soll wieder zum Sprungbrett französischen Ehrgeizes werden, wie es solches geworden zur Zeit, als ein Valois den polnischen Thron bestiegen. Das war im Jahre 1575, als Heinrich von Valois zum König gewählt wurde und die pacta conventa beschwor. Schon nach drei Monaten ließ dieser Polen im Stich, um als Heinrich III. den, durch den Tod seines Bruders Karl IX. erledigten französischen Königsthron zu gewinnen. Seitdem aber hat Frankreich Polen als seinem Einfluß unterstellt betrachtet. In der ganzen letzten Periode seines Bestandes war Polen, als Wahlreich und bis zu seinem Untergang 1795, ein Zankapfel unter den Geharnischten gewesen.

Heute soll auch das neue Polen zum Spielball sich kreuzender Ehrgeize und sich befehdender Ansprüche werden. Wie einen Keil hat die Entente den „Freistaat Danzig" zwischen Deutschland und Polen getrieben und ihn zum Stützpunkt des Kampfes um den maßgebenden Einfluß im Osten gemacht. Polen selbst kann sich heute schon des bösen Eindrucks nicht erwehren, daß es lediglich eine Figur auf dem Schachbrett der Entente-Politik ist, und beginnt sich der Erkenntnis zu erschließen, daß die Weltgeschichte vor Korridormauern nicht Halt macht. Der Freistaat Danzig wird heute bereits von der internationalen Schachermachei überlaufen, welche Geschäfte „nach Osten" hin machen will und deren Internationalität nationale Ansprüche und völkische Rechte gar nichts bedeuten.

Eine Internationalisierung des Freistaats Danzig würde sowohl das dortige Deutschtum wie das Polentum zerschlagen. Beiden stellt sich als einzige Rettungsmöglichkeit der wirtschaftliche Zusammenschluß mit der Aufnahme auch Danzigs in solche Gemeinschaft dar.

* * *

Der elfte Abschnitt des Versailler Friedensvertrages bestimmt über den Freistaat Danzig (im Vertragsdokument noch „Die freie Sadt Danzig" genannt) folgendes:

Artikel 100 spricht den Verzicht Deutschlands auf alle Ansprüche und Rechte auf ein grenzlich festgesetztes Gebiet zugunsten der Alliierten und Assoziierten Mächte aus.

Artikel 101.

Eine Kommission aus 3 Mitgliedern, darunter ein Oberkommissar als Präsident, die von den alliierten und assoziierten Hauptmächten ernannt werden, einem Mitglied, das durch Deutschland, und einem, das durch Polen ernannt wird, tritt binnen 14 Tagen nach Inkrafttreten des vorliegenden Vertrages zusammen, um an Ort und Stelle die Grenzlinie des vorbezeichneten Gebietes unter möglichster Berücksichtigung der bestehenden Gemeindegrenzen festzusetzen.

Artikel 102.

Die alliierten und assoziierten Mächte verpflichten sich, die Stadt Danzig nebst dem im Artikel 100 bezeichneten Gebiet zur freien Stadt zu erklären. Sie wird unter den Schutz des Völkerbundes gestellt.

Artikel 103.

Die Verfassung der freien Stadt Danzig wird im Einvernehmen mit einem Oberkommissar des Völkerbundes von ordnungsmäßig ernannten Vertretern der freien Stadt ausgearbeitet. Sie wird unter die Bürgschaft des Völkerbundes gestellt.

Der Oberkommissar wird ebenso beauftragt, in erster Instanz über alle Streitigkeiten zu entscheiden, welche sich zwischen Polen und der freien Stadt über den gegenwärtigen Vertrag oder die ergänzenden Abmachungen und Vereinbarungen ergeben.

Der Oberkommissar hat seinen Sitz in Danzig.

Artikel 104.

Ein Abkommen, dessen Wortlaut festzulegen sich die alliierten und assoziierten Hauptmächte verpflichten und das zur gleichen Zeit in Kraft treten wird, wenn die Erklärung Danzigs zur freien Stadt erfolgt, soll zwischen der polnischen Regierung und der genannten in Aussicht genommenen freien Stadt getroffen werden:

1. um die freie Stadt Danzig in das polnische Zollgebiet aufzunehmen und eine Freizone im Hafen einzurichten;
2. um Polen ohne jede Einschränkung den freien Gebrauch und die Benutzung der Wasserstraßen, Docks, Hafenbecken, Kais und sonstigen Anlagen im Gebiet der freien Stadt zu sichern, welche für die Einfuhr und Ausfuhr aus Polen notwendig sind;
3. um Polen die Ueberwachung und Verwaltung der Weichsel und des gesamten Eisenbahnnetzes im Gebiete der freien Stadt zu sichern, abgesehen von den Straßenbahnen und anderen Bahnen, die in erster Linie den Bedürfnissen der freien Stadt dienen, ebenso wie die Ueberwachung und Verwaltung des Post-, Telegraphen- und Telephonverkehrs zwischen Polen und dem Hafen von Danzig;
4. um Polen das Recht des Ausbaues und der Verbesserung der Wasserstraßen, Docks, Hafenbecken, Kais, Eisenbahnen und sonstiger vorbezeichneter Anlagen und Verkehrsmittel zu sichern und zu angemessenen Bedingungen die hierzu notwendigen Grundstücke und anderes Eigentum zu mieten oder zu kaufen;
5. um dafür zu sorgen, daß in der freien Stadt Danzig kein benachteiligender Unterschied zum Schaden polnischer Staatsangehöriger oder anderer Personen polnischer Abstammung oder Sprache gemacht wird;
6. um die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der freien Stadt Danzig durch die polnische Regierung zu sichern, ebenso wie den Schutz ihrer Staatsangehörigen im Auslande.

Artikel 105.

Von dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages an werden die deutschen Reichsangehörigen, die das im Artikel 100 bezeichnete Gebiet bewohnen, ohne weiteres (ipso facto) die deutsche Reichsangehörigkeit verlieren, da sie Staatsangehörige der freien Stadt Danzig werden.

Artikel 106.

Während zweier Jahre vom Inkrafttreten des vorliegenden Vertrages an dürfen die deutschen Reichsangehörigen von über 18 Jahren, die ihren Wohnsitz in dem im Artikel 100 bezeichneten Gebiete haben, für die deutsche Reichsangehörigkeit optieren.

Die Option des Ehegatten schließt die der Ehefrau, die Option der Eltern die der Kinder unter 18 Jahren ein. Personen, welche das vorerwähnte Recht der Option ausgeübt haben, müssen innerhalb der darauffolgenden 12 Monate ihren Wohnsitz nach Deutschland verlegen.

Sie können ihren Grundbesitz, den sie im Gebiet der freien Stadt Danzig haben, behalten. Sie können ihr bewegliches Eigentum jeder Art mitnehmen. Es wird ihnen hierfür kein Zoll, weder für die Einfuhr noch für die Ausfuhr auferlegt.

Artikel 107.

Alles Eigentum des Deutschen Reichs oder der deutschen Staaten, das in dem Gebiet der freien Stadt Danzig gelegen ist, geht auf die alliierten und assoziierten Hauptmächte über. Diese können es, wie sie es für recht und billig finden, an die freie Stadt oder den polnischen Staat abtreten.

* * *

In den wirtschaftlichen Erwägungen, welche dem neuerstandenen Königreich Polen den Zugang zum offenen Meer verliehen haben, gelangen, wieder einmal, Faktoren der früheren geschichtlichen Entwicklung zur Betätigung. Denn die gleichen wirtschaftlichen Erwägungen haben bereits im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu Kämpfen um das Danziger Gebiet geführt. Erst durch die zweite Teilung Polens im Jahre 1793 ist Danzig mit Brandenburg-Preußen verschmolzen worden. Aber schon vor einem halben Jahrtausend hatte Brandenburg unter den askanischen Markgrafen, also vor der Hohenzollern-Zeit, dem Drange nach dem Meer folgend, den Besitz der Ostseestadt angestrebt und sie zweimal, 1271 und 1308, wenn auch nur vorübergehend, unter seine Herrschaft gezwungen. Danzig war damals schon eine nach deutschem Recht lebende, von Deutschen bewohnte Stadt. Mitten in dem Slawenlande Pommerellen gelegen, welches sich von Polen losgerissen und zum selbständigen Herzogtum gemacht hatte, war die Stadt im Zeitalter der Entstehung der deutschen Hansa der wichtige Mittelpunkt des ständig wachsenden deutschen Ostseehandels. Als deutsche Stadt begrüßten die Danziger jede Gelegenheit, unter deutsche Landeszugehörigkeit zu kommen, mit Freuden. So öffneten sie ihre Tore bereitwilligst, als der brandenburgische Markgraf Konrad herangezogen kam, die Stadt in Besitz zu nehmen. Dem war der Besitz der Ostseestadt von dem Slawenherzog Mestwin angetragen worden, um die brandenburgische Hilfe im Streit mit seinem Bruder zu gewinnen. In diesem Angebot war wörtlich von den „treuen deutschen Bürgern der Stadt Danzig" die Rede, der deutsche Charakter der Stadt also damals bereits ausdrücklich anerkannt. Das geschah im Jahr 1271. Aber schon zwei Jahre später ging Danzig den Brandenburgern durch Slawenverrat wieder verloren. Herzog Mestwin rief gegen sie die polnische Hilfe an. Die brandenburgische Besatzung wurde vertrieben, die deutsche Burg Danzigs geschleift, die deutsche Einwohnerschaft zum Teil niedergemacht. Nach dem Tode des Herzogs Mestwin ging Danzig in polnischen Besitz über: mit dem Besitz von Pommerellen erhielten die Polen damals, 1294, den Zugang zur offenen See. In Polen aber kam mit dem böhmischen Wenzel eine neues Herrscherhaus und eine neue Politik auf. König Wenzel II. gründete ein großes slawisches Reich, welches, vom bayerischen Walde bis zum Meere reichend, Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen und mit Polen auch Pommerellen mit Danzig umfaßte. Den Herrschern aus dem bergumschlossenen Böhmerland fehlte indessen das Verständnis für die Bedeutung des Besitzes eines Streifens der Seeküste, ihnen war Polen nur ein Nebenland der böhmischen Krone. Pommerellen mit Danzig, so fern im Norden gelegen, war ihnen vollends Nebensache. So erhielten denn die Askanier nach einem ungeheuren Länderschacher zwischen Böhmen-Polen, der Mark Brandenburg und dem deutschen König, dem Habsburger Albrecht I., Pommerellen zugesprochen. Aber im Jahre 1306 wurde, nach der Ermordung des Königs Wenzel III., die Verbindung zwischen Böhmen und Polen wieder gelöst. Wladislaw Lokietek, der Angehörige eines polnischen Piastengeschlechts, riß die Herrschaft über Polen an sich. Ihm bedeutete Pommerellen mit Danzig ein integrierender Teil des Polenreiches und war die Verbindung mit dem Meere für die Entwicklung Polens eine Wesensfrage. Er versagte der Abmachung, nach welcher Pommerellen an Brandenburg fallen sollte, seine Anerkennung und eroberte Pommerellen. Wieder entbrannte der Kampf um den Zugang zur See. Die Markgrafen von Brandenburg versuchten mit Waffengewalt zu ihrem, ihnen verbrieften Recht zu gelangen. Sie fielen in Pommerellen ein. Danzig öffnete ihnen bereitwilligst, wie vor 37 Jahren, die Tore, und nur in der Burg der Stadt hielt die polnische Besatzung der Belagerung stand.

In diesem Moment trat ein neuer Faktor für die Bestimmung der Geschicke Danzigs auf den Schauplatz der Ereignisse: der Deutsche Ritterorden. Den riefen die Polen in ihrer Not an. Wiederum waren es die wirtschaftlichen Erwägungen, welche den Orden veranlaßten, dem polnischen Hilferuf Folge zu leisten. Der Orden, welcher seine Herrschaft östlich der Weichsel stabilisiert hatte, hatte längst schon sich mit Absichten auch auf die Gebiete westlich des Stroms getragen. Nun war der Augenblick gekommen, durch ein Eingreifen in den Streit zwischen Brandenburgern und Polen die Absicht auszuführen. Mit dem Beistand der Ordensritter vertrieben die Polen die Brandenburger aus Danzig, aber nur, um alsbald selbst aus der Burg, der Stadt und, nach heftigen Kämpfen, aus dem Lande Pommerellen geworfen zu werden.

In zwei Verträgen wurde, zu Soldin am 13. September 1309 und zu Stolp am 12. April 1310, die Teilung Pommerellens zwischen Brandenburg und dem Ritterorden vorgenommen und die Grenze zwischen den in Zukunft brandenburgischen und preußischen Teilen festgesetzt. Für den Preis von 10,000 Mark, einer zu den damaligen Zeiten und besonders unter Erwägung der damals herrschenden Geldknappheit bedeutenden Summe, erhielt der Orden die Städte Danzig, Dirschau und Schwetz mit dem dazugehörigen Gebiet abgetreten. Die Grenzlinie lief ungefähr wie die spätere zwischen Pommern und Westpreußen. Damit begann die Herrschaft des Deutschen Ritterordens, welche über Danzig 157 Jahre, bis 1466, währen sollte. Für Brandenburg wäre Danzig immer nur ein Außenposten geblieben. Mit dem preußischen Ordensstaat trat die Ostseestadt auch in innere und äußere organische Verbindung. Es wurde nun erst eine ganz deutsche Stadt.

Die zunehmende Macht und das dem zerfallenden Orden gegenüber gestärkte Selbstbewußtsein veranlaßten Danzig, welche als Hansastadt zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des Mittelalters geworden war, sich dem Abfall der westpreußischen Stände vom Deutschen Orden anzuschließen. Als, durch den Thorner Frieden vom Jahre 1466 Westpreußen unter die polnische Oberhoheit gelangte, fiel auch Danzig den Polen anheim. Aber es verstand seine Unabhängigkeit soweit zu behaupten, daß es eine Freistadt mit einem Gebiet von 900 Quadratkilometer wurde. Das war der erste „Freistaat Danzig". Das Ende des 16. Jahrhunderts sah die höchste Blüte Danzigs. Dann folgte, unter Unglücksfällen, Pestilenz, den polnischen Thronstreitigkeiten und russischen Belagerungen, der Abstieg. Aus der ersten Teilung Polens ist Danzig noch als Freie Stadt hervorgegangen. Aber der Handel war ihr abgeschnitten, da das gesamte umliegende Gebiet bis Thorn, der Weichsel und der Hafen von Danzig selbst unter die preußische Herrschaft gerieten. König Stanislaus Poniatowski von Polen erklärte ausdrücklich, er sei außerstande, Danzig zu helfen. Da öffnete die Stadt am 3. April 1793 den preußischen Truppen die Tore und leistete, am 7. Mai, dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen die Huldigung.

Im Jahre 1619 waren Brandenburg und Preußen zu einem Staatswesen vereinigt, welches allerdings räumlich noch getrennt war. Mit der zweiten Teilung Polens hatte Friedrich der Große die Landbrücke zwischen der Hauptmasse seines Staates und dessen östlichstem Teil geschlagen. Danzig, das deutsch geblieben war, auch unter der polnischen Oberherrschaft sein deutsches Gepräge behalten hatte, fand auch bald den inneren Zusammenhang mit Deutschland.

* * *

Wirtschaftliche Erwägungen haben einen mächtigen Faktor in der Geschichte und für die Entwicklung Danzigs gebildet seit der Zeit, da der Handelsplatz von Lübecker Kaufleuten und Schiffern Mitte des dreizehnten Jahrhunderts errichtet worden ist. Gleiche Erwägungen haben zur Errichtung des „Freistaates Danzig" geführt. Ihnen aber haben sich strategische und politische hinzugesellt; der Freistaat ist mitten in das große internationale Getriebe und den Wirrwarr der sich daraus ergebenden Gegensätze hineingestellt.

Der Frieden von Versailles stellt den Freistaat unter den Schutz und dessen Verfassung unter die Bürgschaft des Völkerbundes, welcher von manchem als ein „totgeborenes Kind" gekennzeichnet wird. Danzig soll in seinem wirtschaftlichen Leben, mit seinen Verkehrsverhältnissen und seinen auswärtigen Beziehungen polonisiert werden; das heißt, es soll der Kontrolle der Entente unterstehen.

Danzig aber regt sich bereits in alter deutscher Geschäftigkeit. Es ladet alle Völker zu einer „internationalen Messe" ein. Wieder ist es der wirtschaftliche Faktor, welcher ausschlaggebend sein wird für Danzigs neue Geschichte und die Entwicklung des Freistaats.

Die Friedenstanne in der Pickbalge.

Skizze von **Wilhelm Scharrelmann.**

Jeder in der Pickbalge weiß, daß Schneider Weckstroh den Schalk im Nakken hat und daß man ihm nicht gerade alles glauben kann, was er sagt. Aber mitunter sieht es auch bloß so aus, als wollte er aufschneiden. Wenn er z. B. die Geschichte von Mutter Kramers Friedenstanne erzählt, braucht er kein Wort hinzu zu erfinden, und doch hat David Knüll den Kopf dazu geschüttelt und gesagt: „Das schnack du man 'n andern an, Sneider. So dumm, als du sie machst, is Mutter Kramer nu doch nich."

Mutter Kramer, die bei Weckstroh in der Pickbalge die kleine Erkerwohnung inne hat, hat sich nämlich im vorigen Jahre auf dem Weihnachtsmarkte ein Tannenbäumchen gekauft, aber keins, das nach etwa acht Tagen anfängt, die Nadeln fallen zu lassen, — ein lebendiges mußte es sein, das man mit den Wurzeln aus der Erde gehoben und in einen Blumentopf gepflanzt hat. O, Mutter Kramer ist praktisch. Sie will im nächsten Jahre auch noch etwas von dem Bäumche haben. Nur einmal Weihnachten dabei zu feiern, dazu sind die Zeiten zu schlecht. Aber der Schneider hat ihr gleich Angst gemacht damit, wie sie aufgeregt mit dem Bäumchen im Arme wieder ins Haus gehuschelt gekommen ist.

So ein eingetopfter Baum wäre scheußlich empfindlich. Wenn er Zimmerluft zu riechen und einen geheizten Ofen zu sehen bekomme, würde er nicht viel älter werden, als einer ohne Wurzeln. Das hat Mutter Kramers heimlicher Freude einen ärgerlichen Stoß gegeben. Vorsichtig hat sie das Bäumchen bis zum Weihnachtsabend in das Dachzimmer gestellt, das keinen Ofen hat und wo die Winterkälte mitunter selbst die Mäuse zittern läßt, und erst am Weihnachtsabend hat sie es für ein paar Stunden zu sich in die Stube geholt. Vier Lichtstümpfchen, so groß wie ein Daumennagel, hat sie nämlich noch in der Tischschublade verwahrt gehabt. Die hat sie vorsichtig und umständlich an den Zweigen befestigt, und oben auf die Spitze hat sie einen Stern aus Goldpapier gesteckt, den sie — Gott weiß wie lange — in einem alten Zigarrenkästchen aufbewahrt, neben drei alten Zuckerringen, die mindestens ebenso alt sind, und ein paar Wallnüssen, die einmal vergoldet gewesen und nun unter den Früchten dieser Erde dasselbe sind, wie die ägyptischen Mumien unter den Menschen. Und unter das Bäumchen hat sie ein Bildchen gestellt, nicht viel größer als eine Postkarte, das eine Schar von Kindern zeigt, die unter einem Weihnachtsbaum sich über ihre Geschenke hergemacht haben, und das so alt ist wie die Zuckerringe und die Wallnüsse zusammengenommen und schon in Mutter Kramers Jugend an einem roten Wollfaden alljährlich im Weihnachtsbaum ihrer Eltern gehangen hat und noch jetzt in jedem Jahre hervorgeholt wird, wenn es richtig Weihnachten sein soll für sie.

Vor diesen Herrlichkeiten hat die zahnlose, mummelnde Alte in der Einsamkeit ihrer kleinen Stube mit einem seligen Glanz in den Augen ihre vierte Kriegsweihnacht gefeiert. Ganz still hat sie dagesessen und in den Schein der vier Kerzen geblickt und an ihre Kinderzeit gedacht und an ihren längst verstorbenen Mann und daran, daß sie vielleicht selbst bald ihre himmlische Weihnachten feiern wird. Denn es war wirklich keine Zeit mehr für alte Leute und keine Kleinigkeit, sich mit einer kleinen, ach so kleinen Rente und siebzig und etlichen Jahren auf dem Rücken durch die Kriegsjahre zu schlagen. Jünger wurde gewiß niemand dabei. Und dabei war kein Ende abzusehen gewesen, und selbst auf Weckstroh, der schon dreimal den Frieden prophezeit hatte, war kein Verlaß mehr.

Wie sie aber ihre Tasse sogenannten Kaffee geleert und verloren in den Satz geblickt, der auf dem Grunde der Tasse zurückgeblieben, ist es plötzlich wie eine Erleuchtung über sie gekommen. Sie hat hinterher selbst nicht gewußt, wie sie auf die Idee gekommen ist, — urplötzlich ist sie dagewesen und hat sich eingehäkelt bei ihr, daß sie nicht wieder hat loswerden können: Wenn es ihr gelingt, das Bäumchen trotz Weckstroh bis zum nächsten Weihnachtsfest lebendig zu erhalten, wird Friede sein! Geht es aber aus, so ist das Ende des Krieges noch weit! Sie bekommt schier Herzklopfen darüber: Also liegt der Friede sozusagen in ihrer Hand, und sie hat zu sorgen, daß das Bäumchen grün und frisch bleibt, wenn nicht die ganze Welt zur Wüste werden soll!

Wie ein eiserner Reif hat es sich Mutter Kramer dabei ums Herz gelegt. Eine solche Verantwortung hat sie noch nie empfunden. Noch denselben Abend trägt sie das Bäumchen, das mit seinen vier Lichtstümpfchen bald genug ausgebrannt ist, wieder in die Dachstube hinüber, damit ihm die Ofenwärme keinen Schaden tue. Nur den Stern an der Spitze läßt sie vorerst noch daran. Er war leichter wie eine Feder, und etwas will sie schließlich auch an den Weihnachtstagen noch von dem Bäumchen haben, wenn sie hin und wieder einmal in die Dachstube hinüberguckt. Bis in das neue Jahr hinein soll der Stern sitzen bleiben. Dann will sie ihn abnehmen und wieder verwahren, bis er — Gott mag es geben — im nächsten Jahre als Stern des Friedens sozusagen von neuem in der Pickbalge aufgehen wird.

Ich glaube, es ist selten ein Bäumchen eifriger und sorgsamer gepflegt worden als Mutter Kramers Weihnachtstanne. Täglich wurde es begossen und jeden Morgen mit Wasser besprengt, damit ihm der Tau nicht fehle. Und das Bäumchen stand den langen, dunkeln Winter da und füllte das Zimmer mit seinem Duft, daß es beinahe weihnachtlich darinnen war in der alten, kahlen Dachstube, mit den herabhängenden Tapeten und dem einzigen dreibeinigen Stuhl darin, und dem haarlosen alten Besen und dem Wassereimer. Die beiden großen Fuchsien und den hochbeinigen Geranienstock, der genau so alt ist wie Mutter Kramers Sonntagshaube — beide hat sie am selben Tage bekommen — hat die Tanne zur Gesellschaft gehabt, bis der Schneider im Frühjahr die Alte hat bewegen wollen, das Bäumchen in den Hof hinauszustellen. Aber das hat sie nicht wollen. Auf keinen Fall. Sie hat es unter Augen behalten wollen und es darum lieber vor ihr Stubenfenster in den Blumenkasten gestellt, wo es in die Pickbalge hinuntersehen und auch wieder wirklichen Regen schmecken und den Wind zwischen seinen Nadeln hat fühlen können.

Täglich hat dem Bäumchen ihr erster Blick gegolten, und mit ihm ist ihre Friedenshoffnung grün geblieben von Tag zu Tag. Und wenn die Nachbarn gestöhnt haben, der Krieg ginge schier nimmer aus und kein Ende sei abzusehen, hat sie geheimnisvoll gelächelt und ihre murmelnden Lippen eifrig bewegt und ist wieder in ihre Stube hinaufgestiegen und hat nach dem Bäumchen gesehen und bei sich gedacht: Bleib du nur frisch grün, dann wird der Friede schon kommen.

Aber in einer leichtsinnigen Minute hat sie sich doch einmal verleiten lassen, ihr Geheimnis preiszugeben. Der Schneider hat mächtig runde Augen gemacht und dann einen Hustenanfall gekriegt, hinterher aber einen Freudenhopser gemacht und gesagt: „Na endlich!" gesagt hab' ich's ja immer: Der Kaffeesatz! Jetzt ist's raus, daß der Malefizkrieg noch in diesem Jahre zu Ende kommt!" Und jedesmal, wenn Mutter Kramer ihr Bäumchen begossen, daß das Wasser trippeltripp vor des Schneiders Fenster an der Hauswand herunterpläschert ist, hat er gesagt: „Sieh, Mutter Kramer sorgt wieder für den Frieden!"

Hinterher hat die Alte freilich ein böses Gewissen gehabt, daß sie ihr Geheimnis verraten hat, denn über solche Dinge soll man schweigen. Mit dem Plaudern kann man alles verderben. Wochenlang hat sie darum gefürchtet, das Bäumchen würde eines Tages anfangen trocken zu werden und unmutig seine Nadeln abwerfen. Aber es ist grün geblieben, und Mutter Kramer hat allmählich wieder aufgeatmet. Der Schneider hat freilich nicht schweigen können und den Spaß erzählt, wohin er gekommen ist, und die ganze Pickbalge hat heimlich gelacht und ist nicht müde geworden, täglich nach dem Orakel zu gucken, und kein Baum hat je so viele Beobachter gehabt, wie „Mutter Kramers Friedenstanne". Die Alte aber hat sechs Wochen kein Wort zu Weckstroh gesprochen aus Aerger, daß er die Sache unter die Leute gebracht hat. Jedesmal, wenn sie die Treppe hat hinauf in ihre Wohnung wollen, und seine Schneiderstube unten hat offengestanden, ist sie vorbeigegangen ohne einen Muck und hat Weckstroh so wenig angesehen wie einen Laternenpfahl.

Aber dann ist das Unglaubliche gekommen! Sie hat recht behalten! Eines Tages ist der Waffenstillstand dagewesen und die große Umwälzung, daß alle Pickbalger Kopf gestanden haben vor Erstaunen. Darüber hat keiner zunächst an Mutter Kramers Orakel gedacht. Die aber hat hinter ihren Fensterscheiben gesessen, auf ihr Bäumchen geschaut und triumphierend ihre Zunge hinter der Backe gerollt.

Der Schneider ist aber noch denselben Tag reumütig und zerknirscht zu ihr hinaufgestiegen. „Kramern", hat er gesagt, „ich werde einen Artikel schreiben für die Zeitung! Da freuen sich die Leute, daß endlich Friede wird, und kein Mensch weiß, daß Ihr es gemacht habt. Das muß ans Licht! Ihr kriegt ein Denkmal, so gewiß ich Weckstroh heiße! Ein richtiges! Auf einen Sockel kommt Ihr zu sitzen, Eure Tanne im Schoß und Eure Gießkanne in der Hand, und am Sockel kommt zu stehen: Mutter Kramer aus der Pickbalge, Europa den Frieden wiedergebend."

Aber wir wollen den Schneider spotten lassen. Er ist der letzte, der sich der neuen Zeit und des Friedens nicht freute, und wenn die Alte am Weihnachtsabend ihr Bäumchen in die Stube holt und den Stern aus Goldpapier wieder in seine Spitze heftet, wird ein Strahl des wieder aufgegangenen Friedens daraus auch in sein Herz fallen.

Bühnenrealismus in alter Zeit.

Wenn man meint, daß in heutiger Zeit die Bühnenkünstler mehr nach Wahrheit und Wirklichkeit bei der Darstellung streben als in früheren Jahrhunderten, so täuscht man sich. Das Streben war immer das gleiche, der Stil der Darstellung war nur ein anderer, und demgemäß war es eine andere Wahrheit, die man auf den Brettern zu verwirklichen sich bestrebte. Zu Schillers Zeit noch mußte Franz Moor mit einer roten Perücke und in häßlich entstellender Maske auf der Bühne erscheinen, wenn er wahr wirken sollte. Lady Macbeth mußte mit blutbefleckten Händen auf die Bühne kommen. Wahrheit bestand in einer grob-sinnlichen Anschauung. Ein Schauspieler, der in der Rolle des Hamlet auftrat, nahm bei der nach der Erscheinung des Geistes folgenden Stelle: „Schreibtafel her, ich will es gleich notieren, daß einer lächeln und immer lächeln kann und doch ein Schurke sein!" eine Lampe aus den Kulissen, stellte sie neben sich hin und trug dann jene Bemerkung in sein Notizbuch ein. Derselbe „geistreiche" Schauspieler wischte in der Szene, in der er Ophelia in ein Kloster gehen heißt, bei den Worten: „Gott hat Euch ein Gesicht gegeben, und Ihr verhängt es" mit seinem Taschentuch der neben ihm stehenden Schauspielerin die Schminke ab, zeigte dann das rot gefärbte Tuch den Zuschauern und wurde für diesen geistreichen Einfall mit Beifall belohnt.

Der berühmte Leipziger Heldendarsteller Opitz nahm Seifenschaum vor den Mund, wenn er einen Wütenden darzustellen hatte. Er wollte vor Wut schäumen. Ueberhaupt nahmen die Künstler willig jede Unbequemlichkeit auf sich, wenn es galt, naturalistisch zu wirken. Ein gefeierter Darsteller Richard III. tat Erbsen in seine Stiefel, die ihm fürchterliche Schmerzen beim Auftreten verursachten. Wenn er dann die Lippen zusammenbeißen, Augen und Wangen krampfhaft zusammenzie- mußte, hatte er die Gewissensbiss- seinen Mienen markiert, von denen -chard geplagt wird. Und um se- Verzweiflung bei der Nachricht Richmonds Sieg deutlich zeigen zu -nen, riß er Haare aus seiner Perü- aus und streute diese vor sich hin.

Wer war der Erfinder des Tank-

Wenn Voltaire noch lebte, könnte sich an der Erörterung der Frage erfo- reich beteiligen. Figaro sagt in der T- daß Voltaire ein Vorläufer des Erf- ders der Angriffswagen war. Im -sten Teil des Siebenjährigen Krieges Mai 1757, schrieb er dem Marquis Florian, indem er augenscheinlich a- eine vorhergegangene Unterredung Bez- nimmt: „... ich habe Ihnen noch zu -gen, daß ein kleiner Kasten auf ein- Wagen mit einem halben Dutzend d- pelter Granaten passend wäre. schäme mich, als friedlicher Pfuscher Zerstörungswerkzeuge zu denken, aber tue es, um das ehrenhafte Volk, d- schlecht schießt, gegen das schlechte V- zu verteidigen, das nur zu gut aufrä- men wird. Es wird unglücklicherw- zu spät einsehen, daß es keine ande- Hilfe hat." Aber es gab auch dama- schon Aemter und Akten. Am 26. M- 1759 schrieb Voltaire noch einmal an Marquis: „... ich bin wütend, daß m- meine Wagen einzuführen nicht gewa- hat aus Furcht, sich lächerlich zu machen. Das Lachen der Preußen war durchau- nicht zu fürchten; und ich habe die Ueb- zeugung — obwohl ich nicht vom Ha- werk bin —, daß sie nur so in offen- Feldschlacht hätten geschlagen werde- können." In der Zeit zwischen diese- beiden Briefen hatte Friedrich der Groß- am 5. November 1757 die Franzosen b- Roßbach besiegt.

— Von allen Trostmitteln tut Trost- bedürftigen nichts so wohl, als die B- hauptung, für ihren Fall gebe es keine- Trost. Darin liegt eine solche Auszeich- nung, daß sie wieder den Kopf erheben.

— Wenn der Mensch sich nicht me- für böse hält, hört er auf, es zu sein!

— Was ist das Herkommen? Eine höhere Autorität, welcher man gehorcht, nicht weil sie das uns Nützliche befiehlt, sondern weil sie befiehlt.

— Mutterliebe, man nennt dich d- Lebens Höchstes! So wird denn jede- wie schnell er auch stirbt, dennoch se- Höchstes zu Teil!

— Eine Krähe hackt der andern d- Augen nicht aus, aber zwei Krähen de- dritten.